

Märchen

Autor(en): **Ziegler, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zufoften sei. Aber auch für Keller ist das Leben als solches noch undiskutabel, wenngleich sich die Grenzen erweitert haben: er ist nicht mehr der Dichter eines Heimatkantons, sondern des trotz aller Kleinheit in seiner Vielgestalt großen Vaterlandes; er wohnt nicht mehr in einem hablichen Bauernheim, sondern im Haus zum Schweizerdegen! Und das Leben seines Volkes faßt er nicht anders auf als das Leben des einzelnen: er weiß, daß in ferner Zukunft einmal ein anderes „Völkerbild“ nach uns in diesen Bergen walten wird, und (wie er in seinem wundervollen „Fähnlein der sieben Aufrechten“ sagt) „Jedesmal gehe ich mit um so größerer Hast an meine Arbeit, wie wenn ich dadurch die Arbeit meines Volkes beschleunigen könnte, damit jenes künftige Völkerbild mit Respekt über unsere Gräber gehe!“

Nach dieser zeitlich denkbar größten Ausweitung des nationalen Begriffs läßt der eingewanderte Widmann in dem Geistesleben der Schweiz den ersten prinzipiell kosmopolitischen Ton erklingen: er wählte die Tiermaske nur, um desto ungenierter vom All gemein = Menschlichen reden zu können, so, wie

der ihn ergänzende Carl Spitteler, der als Schweizer lange im Ausland weilte, Göttergestalten zu Herolden seiner innern Erlebnisse machte. Von der Anschauung, in der Gottlieb, Meyer und Keller einzig groß sind, ist Widmann zum Gedanken, von der Plastik ist er zur Dialektik übergegangen; als dramatisch gestimmte Natur hat er sich, hoch über den helvetischen Landesgrenzen und Landesfarben, die Revision des Weltprozesses angelegen sein lassen — und in demselben Maße ist er über die Männerchor-Popularität, die im Bunde mit der Didaktik der „Frau Regel Amrain“ Keller den Doktorhut und den Dank der Volksschullehrer auf einen Schlag eintrug, sachte hinausgewachsen. Das ist die Hauptbedeutung Widmanns (der auch als Kritiker eine hervorragende Mittlerstellung einnahm), daß er mit Spitteler als erster die Schweiz in das geistige Konzert Europas einführte und über die Berg- und Stromgrenzen unseres Heimatlandes hinaus eine Ideenbrücke schlug, die hoffentlich immer mehr befestigt und, hinüber und herüber, fleißig beschritten werden wird.

Konrad Falke, Zürich.

Märchen.

Es ist nun schon oft genug gesagt worden, daß „Märchenschreiben“ eine gefährliche und überdies verdächtige Kunst sei. Gefährlich, weil die Naivität schon fast mit dem Begriff des Schreibens kollidiert. Gemachte Naivität ist schon keine Naivität mehr. Und weil wir bei den meisten Märchen, die man uns präsentiert, den Eindruck des Gemachten nicht loswerden, weil man bestenfalls von vornherein die Didaktik oder den Willen, poetisch zu sein, wittert und nicht selten sogar der Märchenschreiber geistreich sein zu dürfen glaubt, kommt die Stimmung nicht auf, in der wir den Glauben anziehen oder doch den Eindruck empfangen sollten, der Verfasser wende sich an ein Publikum, das ihm glaubt. Andererseits bestätigt als unvergleichliche Ausnahme die allgemeine Wahrheit. Weil unser Märchenschatz gleich dem naiven Volkslied es außer der Jugend und dem Volk auch dem kritisierenden Alter und Publikum angeht, hat man das Märchen in die Literatur eingereicht, und dann haben die vielen vergessen, daß es für die Kinder ist, und haben es für sich und andere Reife erzählt — und niemanden was vormachen können. An Fiona Macleods kühnen Mystifikationen hat die Genealogie vielleicht doch noch nicht ihre letzte Arbeit getan. Eine verdächtige Kunst. Die Anspruchslosigkeit, das Mäntelchen der Liebe über Ansprüchen auf ein literarisches Mittökönen, an dem naiv der Begriff von der erzählenden Kunst ist.

Karl Flubachers Märchen (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik) sind kein solches pis aller. Da ist nichts verdächtig. Er hat sich auch nicht in Gefahr begeben. Er ist kein Märchenschreiber. Wir glauben ihm. „Meinem lieben Kinde“ lautet die Widmung, mit der unser junger Verfasser seine bescheidenen Blätter hinausgehen läßt. Ihm, seinem Kinde gehören sie. Ihm und seinesgleichen. Dabei will er es bleiben lassen.

Er erzählt uns:

„Es war einmal ein herziges Mädchen. Das hüpfte von früh bis spät lustig in der Welt herum, daß seine blonden Zöpfchen flatterten. Aber eines Tages mochte es weder springen noch spielen. Es sank aufs Lager und rührte kein Händchen mehr. Seine Wangen wurden immer blasser, und bald schloß es die Augenlein zu, wie eines, das am Sterben liegt. In seinem Bettchen saß die Mutter und weinte. Da humpelte eine alte Frau zur Stubentüre herein, setzte sich in den gepolsterten Lehnstuhl, legte die Hände in den Schoß und hob zu erzählen an von schlauen Füchsen, langohrigen Häschen, murmelnden Bächlein, rauschenden Tännchen, flüsternden Blümchen, ungeschlachten Riesen, buckeligen Zwergen, schwebenden Feen, verzauberten Prinzessinnen, verzauberten Königsjöhnen...“

Und wie die Alte so sprach, ward alles ganz still im Stübchen. Die Mutter hörte auf zu schluchzen, das Rählein vergaß das Spinnen, und die Uhr wollte nimmer ticken. Das Kind aber schlug die Augen auf; über seine Wangen flog ein Rosenschimmer, um den Mund ein leichtes Lächeln und in sein Seelenfensterchen ein Sonnenleuchten. Und kaum war die Alte zu Ende, so rührte das Mädchen die Händchen, hüpfte aus dem Bettchen, sprang in seine Kleidchen und ward wieder so lustig, wie es gewesen war.“

Es hatte sein Kranklein vergessen, dieweil sie ihm von den drei Königskindern erzählte und von der Eisjungfrau und von der Feenquelle und dem Manne, der gern König sein wollte, und vom Wurzelfranz, wie zu dem das Glück kam. Schöne Weihnachtsmärchen hatte sie ihm erzählt, vom Glaskügelchen und von der Schwammkönigin und das Ostermärchen vom Peterli bei den Osterhasen...

Dr. Eugen Ziegler, Sengsburg.

Mis Stübli

Wie lieb ist mis Stübli,
Wie heiter gseht's dri:
Kein Platz uf der Erde
Chönn't lieber mir si!

Dur's Fänster lacht d'Sunne,
Und 's Stübli ist warm.
Vorufe im Labe,
Da dunk ich mich arm.

Doch dinne im Stübli,
Da dunk ich mich rich,
Da bin ich mich sälber,
Da bin ich ganz mich.

Kein Mänsch stört mis Schaffe,
Kein Mänsch stört mi Rue,
Und fründlich Blueme,
Sie lached mer zue.

Und fröhlich Bilder,
Sie lueged mich a,
Und 's ist mer, im Stübli
Chönn all's mich versta.

Drum dunk ich mich rich,
Und drum bin ich fro,
Und drum, mis liebs Stübli,
Drum gfallt mer e so!

Emma Vogel, Zürich.